

Forschungsdiskussion

Zwischen ökonomischer Interessenvertretung und nationalkultureller Selbstbehauptung. Zum Wirtschaftsnationalismus in Ostmitteleuropa vor 1914

von

Rudolf Jaworski

Wirtschaftsnationalismus bezeichnet eine Variante bzw. ein besonderes Tätigkeitsfeld nationaler Bestrebungen analog zum Sprachnationalismus und wird mit dem Wunsch nach einer materiellen Absicherung vorausgegangener oder parallel laufender kultureller und politischer Einigung in Verbindung gebracht. Er wird im gleichen Maße als eine binnenwirtschaftliche Entwicklungs- und Mobilisierungsstrategie ‚heimischer‘ Ressourcen und zugleich als Waffe zur Verteidigung derselben im internationalen Wirtschaftsverkehr verstanden. Der Schwerpunkt der meisten Untersuchungen zu dieser Thematik liegt eindeutig auf der staatlichen Ebene. Für Ostmitteleuropa bedeutet dies eine unübersehbare Konzentration der Forschung auf die Zeit zwischen den Weltkriegen, also auf die Ära der sogenannten Nachfolgestaaten.¹ Das ist insofern nicht weiter verwunderlich, als klar unterscheidbare und staatlich voll durchorganisierte Nationalökonomien in diesem Raum erst ab diesem Zeitpunkt sichtbar und nach außen wie nach innen hin wirksam geworden sind. Gesellschafts-, kultur- und mentalitätsgeschichtliche Gesichtspunkte vor allem in bezug auf die zahlreichen nichtdominanten Bevölkerungsgruppen in dieser Großregion wurden demgegenüber in der Forschung noch verhältnismäßig wenig beachtet. Wirtschaftsnationalismus hat es in Ostmitteleuropa

¹ Vgl. dazu u.a. FREDERIK HERTZ: *The Economic Problem of the Danubian States*, London 1947, S. 53-88; LEO PASVOLSKY: *Economic Nationalism of the Danubian States*, New York 1928; JAN KOFMAN, RYSZARD STEMPLOWSKI, HENRYK SZLAJFER: *Essays on Economic Nationalism in East-Central Europe and South America 1918-1939*, Warsaw 1987; JAN KOFMAN: *Economic Nationalism and Development. Central and Eastern Europe between the Two World Wars*, Boulder 1997. Vergleichend angelegte und zeitlich weit ausgreifende Untersuchungen zu den Binnenaspekten des Wirtschaftsnationalismus in diesem Raum werden jetzt im Rahmen des seit 2003 in Frankfurt/Oder angelaufenen und von der Wirtschaftshistorikerin Helga Schultz geleiteten VW-Projekts „Wirtschaftsnationalismus in Ostmitteleuropa – Polen und die Tschechoslowakei im Vergleich von der Mitte des 19. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts“ vorbereitet. Siehe dazu die Projektbeschreibung in <http://www.wsgn.euw-frankfurt-o.de/vc/vw/Projektbeschreibung.html> (Stand: 28.06.2004) sowie in: *Einheit in der Vielfalt? Internationales Kolloquium zur Förderinitiative der Volkswagenstiftung. Texte*, Leipzig 2004, S. 48-59.

aber vor und nach dem Ersten Weltkrieg immer schon – und zwar in signifikanter Weise – auch unterhalb der staatlichen Ebene gegeben und eben nicht nur als ein rein wirtschaftspolitisches Phänomen.² Im folgenden werden hierzu einige Überlegungen grundsätzlicher Art vorgetragen, die zur Interpretation und Einordnung der spezifischen Rahmenbedingungen, Ausdrucksformen und Leitbilder des Wirtschaftsnationalismus in Ostmitteleuropa vor dem Ersten Weltkrieg beitragen sollen.

Bereits seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde in Ostmitteleuropa von einigen Nationen (u.a. Tschechen, Magyaren) der Wirtschaftsnationalismus als ein unverzichtbares Instrument zur Erreichung der materiellen Eigenständigkeit und Souveränität der eigenen Nation erachtet, als eine zivile, zeitgemäße und damit moderne Form des nationalen Unabhängigkeitskampfes. Ferenc Deák, einer der Initiatoren der ungarischen Schutzvereinsbewegung des Vormärz, äußerte sich dazu 1844 einmal wie folgt:

„Es ist eine irrije Ansicht zu glauben, daß nur im Kampfe Nationen untergehen können, es gibt einen langsamen und unwürdigen Tod, die allgemeine Verarmung eines Volkes oder die nationale Abzehrung. Wie groß die Verarmung ist, sieht man daraus, daß im Lande kaum eine bedeutende Familie lebt, die nicht mit Schulden belastet ist [...] Seit 1802 baut Österreich Fabriken und unser Geld rollt über die Grenzen [...]. Für die Baumwollerzeugung allein sickern 17 Millionen ins Ausland. Nichts ist natürlicher, als dass wir immer ärmer werden müssen. Die Nation ist zur Selbstbesinnung gekommen und jetzt ist es die Frage, wie man dieses Übel steuern kann. Luxus zu betreiben ist für andere Nationen ein Segen, für Ungarn ein Fluch.“³

Diese unverhohlene Kritik am Wirtschaftsgebaren des ungarischen Adels fand damals keineswegs ungeteilten Beifall innerhalb der tonangebenden Eliten, traf sich aber mit Lajos Kossuths Reformansichten, die wiederum von Friedrich Lists Ideen inspiriert gewesen sind und in denen außen- und binnenwirtschaftliche Gesichtspunkte gleichermaßen reflektiert wurden.

Das hier wiedergegebene Zitat gibt indirekt zu erkennen: Auch in Ostmitteleuropa wurde seit dem 19. Jahrhundert – zumindest idealiter – in nationalstaatlichen Kategorien gedacht, wenngleich die objektiven Voraussetzungen hierfür für die meisten hier lebenden Nationalitäten infolge fehlender Staatlichkeit nicht besonders vorteilhaft gewesen sind. Doch gerade für Ungarn

² Vgl. dazu CATHERINE ALBRECHT: National Economy or Economic Nationalism in the Bohemian Crownlands 1848-1914, in: *Labyrinth of Nationalism*, hrsg. von RICHARD FRUCHT, Columbia/OH 1992, S. 69-83; IVÁN BEREND, GYÖRGY RÁNKI: Underdevelopment and Economic Growth. *Studies in Hungarian Social and Economic History*, Budapest 1979, S. 80-96; RUDOLF JAWORSKI: Nationalismus und Ökonomie als Problem der Geschichte Ostmitteleuropas im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in: *Geschichte und Gesellschaft* 8 (1982), 2, S. 184-204; JAROSLAV PURŠ: Phase Shift of Protectionism and Economic Nationalism during the Industrial Revolution, in: *Historica* 28 (1988), S. 30-56.

³ Zitiert nach FRANZ WOLF: Friedrich List's Beziehungen zum öffentlichen Leben (Politik) und zur Volkswirtschaft Ungarns, Diss. Wien 1943 (MaSchr), S. 170.

läßt sich die gedankliche Verbindung zwischen Staat, Wirtschaft und Politik sehr überzeugend nachweisen, insbesondere nach dem Ausgleich von 1867, als ein halbsouveräner Status eine solche Perspektive begünstigt hat.⁴ In der transleithanischen Reichshälfte wurde danach eine eigenständige Budget- und Steuerpolitik betrieben und die Regelungskompetenz in einem solchen Maße ausgeweitet, daß zuletzt sogar parallele Wirtschaftsstrukturen zu Österreich aufgebaut werden konnten. Die auf diesem Wege erreichte, nationalpolitisch motivierte Verselbständigung war aufgrund der staatsrechtlichen Sonderstellung freilich eher eine Ausnahme und für die meisten anderen staatslosen Völker in diesem Raum so nicht nachvollziehbar. Bei Polen, Tschechen, Slowaken und den meisten anderen Völkern in diesem Teil Europas wurden vielmehr andere Bestimmungsfaktoren und Strategien von größerer Bedeutung.

Mit den Koordinaten ‚Staat‘ und ‚Politik‘ ist der Vorrat an relevanten Bezugsebenen zur Ökonomie und zum Wirtschaftsnationalismus nämlich keineswegs erschöpft. Wenn die Ökonomie, wie in neoliberalen Wirtschaftsauffassungen manchmal immer noch vertreten, nicht als ein autoreferentielles System verstanden wird, das vornehmlich im Rahmen seiner eigenen Gesetzmäßigkeiten und Regelmechanismen funktioniert, sondern über die vorgeordneten politischen und ideologischen Rahmenbedingungen hinaus in seiner historisch-kulturellen Bedingtheit und in seinen gesellschaftlichen Bezügen begriffen wird, eröffnen sich völlig neue Perspektiven.⁵ Fast unvermeidlich gelangt man dann zu den informellen und kulturellen Bestimmungsfaktoren für das kollektive Wirtschaftsverhalten, zu Faktoren, die speziell für den hier interessierenden ostmitteleuropäischen Raum in den letzten beiden Jahrhunderten von erheblicher Relevanz gewesen sind; denn Industrialisierung, bürgerlicher Aufbruch und nationale Einigungsprozesse standen hier von vornherein unter dem Zeichen relativer Rückständigkeit. In Kombination mit den multiethnischen und multikulturellen Rahmenbedingungen gewinnt die Frage nach dem Einfluß nationalkultureller Prägungen, Haltungen und Eigenheiten für das Wirtschaftsdenken und -verhalten der verschiedenen Völker sowie für ihre wechselseitigen Wirtschaftsbeziehungen eine herausragende Bedeutung. Wirtschaftsnationalismus erscheint unter diesen Umständen nicht mehr bloß als ein kalkuliertes wirtschaftspolitisches Konzept, sondern zugleich als ein kulturell vermittelter Leitfaden für das ‚richtige‘ Wirtschaften in einer multinationalen Umgebung.

⁴ Vgl. zum folgenden u.a. IVÁN BEREND, GYÖRGY RÁNKI: Ungarns wirtschaftliche Entwicklung 1849-1918, in: Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Bd. 1: Die wirtschaftliche Entwicklung, hrsg. von ALOIS BRUSATTI, Wien 1973, S. 472-520; FRIEDRICH GOTTAS: Ungarn im Zeitalter des Hochliberalismus. Studien zur Tisza-Ära (1875-1890), Wien 1976, S. 75 ff., 132 ff.; ANDREW C. JANOS: The Politics of Backwardness in Hungary 1825-1948, Princeton 1982, S. 105-109, 127-133, 149-155.

⁵ Vgl. dazu beispielsweise PETER BENDIXEN: Einführung in die Kultur- und Kunstökonomie, Wiesbaden 1998, besonders S. 48-68; Culture, Social Norms and Economics, 2 Bde., hrsg. von MARK CASSON, Northampton/MA 1997; MAURICE GODELIER: Rationalität und Irrationalität in der Ökonomie, Frankfurt/M. 1972.

Bei der Beurteilung vormoderner Gesellschaften ist ein solcher außer-ökonomischer Blick auf die Wirtschaft eine Selbstverständlichkeit, weil hier das Hineinwirken von religiösen Vorschriften, Verwandtschafts- und Klientelbeziehungen u.ä.m. in das Wirtschaftsleben von vornherein offenkundiger ist als der Einfluß sozio-kultureller Komponenten im Rahmen kapitalistischer Verhältnisse, welche einzig und allein von anonymen und austauschbaren Marktmechanismen reguliert zu sein scheinen. Wie sehr es sich hierbei um einen Trugschluß handelt, beweist allein die Tatsache, daß auch unter diesen modernen Vorzeichen nirgendwo in der Welt – und zwar bis zum heutigen Tage – ein universeller ‚kapitalistischer Geist‘ wirksam geworden ist und einen ebenso universellen ‚*homo oeconomicus*‘ hervorgebracht hat.⁶ Gemeint ist jenes seit Adam Smith immer wieder bemühte normative Ideal eines einzig und allein von rationalem Handeln und effektivem Streben nach Nutzenmaximierung geleiteten Menschentypus, eine Denkfigur, die zwar als Bauelement für ökonomische Theoriebildung von Nutzen sein konnte, aber niemals und nirgends wirklich Fleisch geworden war – auch in England nicht.

Erst recht widersprachen die ostmitteleuropäischen Voraussetzungen und Erfahrungen einem solchen Ideal, denn dieser Teil unseres Kontinents war bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts von Überresten traditionaler Wirtschaftsweisen vor allem in der Landwirtschaft gekennzeichnet sowie von verspäteten, blockierten bzw. noch nicht konsequent zu Ende geführten Prozessen der modernen Nationsbildung.⁷ Beide Verzögerungen und Verspätungen – die in der modernen Nationsbildung wie diejenige in der modernen Wirtschaftsentwicklung – zählen zu den übergreifenden Merkmalen dieses Raumes. Der sich daraus ergebende Aufhol- und Kompensationsstreß stellte die Weichen für einen militanten Wirtschaftsnationalismus. Verschärfend kam noch hinzu, daß die ökonomische Rückständigkeit in ganz Ostmitteleuropa nicht von flächendeckender Gleichmäßigkeit gekennzeichnet gewesen ist, sondern vielmehr in ein komplexes Gefüge von vielfach abgestuften Leistungs- und Wohlstandsgefällen aufgefächert war. Um die Wende vom 19. zum 20. Jahr-

⁶ Und zum folgenden UWE JEAN HEUSER: Die Revolution hat begonnen, in: Die Zeit, Nr. 43, 17.10.2002, S. 19 f.; GEBHARDT KIRCHGÄSSER: Homo oeconomicus. Das ökonomische Modell individuellen Verhaltens und seine Anwendung in den Wirtschafts- und Verhaltenswissenschaften, Tübingen 1991; HISAO OTSUKA: The Spirit of Capitalism, Tokyo 1982; PETER ULRICH: Transformation der ökonomischen Vernunft, Bern, Stuttgart 1986.

⁷ Vgl. dazu IVÁN BEREND, GYÖRGY RÁNKI: Economic Development in East-Central Europe in the 19th and 20th Centuries, New York 1974; JÓZEF CHLEBOWCZYK: On Small and Young Nations in Europe. Nation-Forming Process in Ethnic Borderlands in East-Central Europe, Wrocław 1980; BERNARD MICHEL: Nations et nationalismes en Europe centrale XIX^e-XX^e siècle, Paris 1995; EMIL NIEDERHEUSER: The Rise of Nationality in Eastern Europe, Budapest 1981; PIOTR WANDYCZ: Odrodzenie narodowe i nacjonalizm (XIX i XX wiek) [Nationale Wiedergeburt und Nationalismus (19. und 20. Jh.)], in: Historia Europy Środkowo-Wschodniej, Bd. 2, hrsg. von JERZY KŁOCZOWSKI, Lublin 2000, S. 139-170.

hundert reichte beispielsweise in dem gesamtwirtschaftlich immer noch wichtigen Agrarsektor die Spannbreite von subsistenzwirtschaftlicher Existenzsicherung, wie bei den Ruthenen in Ostgalizien, bis hin zu agrarkapitalistischen Wirtschaftsmethoden, wie bei den Tschechen, mit jeweils entsprechenden Folgen für die nationalwirtschaftlichen Abwehrstrategien. Die galizischen Ruthenen waren bis zu diesem Zeitpunkt kaum über ein lokal organisiertes Genossenschaftswesen hinausgekommen, während die Tschechen ihre nationalen Wirtschaftsinteressen vor dem Ersten Weltkrieg bereits mit einem eigenen Bankensystem über die böhmisch-mährischen Landesgrenzen hinaus vertreten haben.⁸

In der gesamten Region machte sich das Nachwirken traditioneller Wirtschaftsauffassungen bzw. deren Widerstreit mit dem Aufkommen kapitalistischer Wert- und Normsetzungen bemerkbar. Das läßt sich beispielsweise anhand entsprechender Debatten polnischer und magyarischer Eliten verfolgen, die vielfach noch von einem adeligen oder zumindest von der Adelskultur geprägten Wertesystem gesteuert waren. Agrarnationalismus war ein typisches Produkt solcher Denkhaltungen.⁹ Danach wurde ein fundamentaler Unterschied zwischen dem mobilen Geldkapital und dem an Grundbesitz gebundenen Kapital konstruiert, das eine als vaterlandslos frei flottierend beschrieben, das andere als bodenständig im wahrsten Sinne des Wortes. Mit Einschätzungen dieser Art waren Positionen bezogen, die einer Transformation von Wirtschaft und Gesellschaft prinzipiell entgegenstanden – unbeschadet der Tatsache, daß es beispielsweise unter den adeligen Grundbesitzern Böhmens und Ungarns zahlreiche Modernisierer gegeben hat, die sehr wohl und mit Erfolg agrarkapitalistisch zu wirtschaften wußten. Eine flächendeckend gleichmäßige Akzeptanz erwerbskapitalistisch geprägter Leitgedanken und das Einüben entsprechender wirtschaftsbürgerlicher Verhaltensweisen war unter der anhaltenden und prägenden Vorherrschaft traditioneller Eliten jedoch nicht oder doch nur sehr mühsam möglich.

Bei der Herausbildung einer modernen Wirtschaftsordnung und -gesellschaft spielen bekanntlich langfristig wirkende Dispositionen, d.h. subjektive Ressourcen (*human capital*) eine nicht zu unterschätzende Rolle. Man braucht vergleichsweise für die Entwicklung in den deutschen Territorien nur auf die langen Traditionslinien für die Entstehung eines bürgerlichen, er-

⁸ Siehe dazu u.a. VLASTISLAV LACINA: Živnostenská banka před a během první světové války (1907-1918) [Die Gewerbebank vor und während des Ersten Weltkrieges], in: Český časopis historický 88 (1990), 3, S. 276-303; CTIBOR NEČAS: Na prahu české kapitálové expanze [An der Schwelle der tschechischen Kapitalexpansion], Brno 1987; RICHARD RUDOLPH: Banking and Industrialization in Austria-Hungary. The Role of Banks in the Industrialization of the Czech Crownlands 1873-1914, Cambridge 1976.

⁹ Und zum folgenden FERENC GLATZ: Bürgerliche Entwicklung, Assimilation und Nationalismus in Ungarn im 19. Jahrhundert, in: Acta Historica 21 (1975), S. 153-169; ANDRAS VÁRI: Ländliche Eliten und die gesellschaftlichen Grundlagen der antiliberalen Modernisierung in Ungarn 1886-1914, in: Politische Kultur in Ostmittel- und Südosteuropa, hrsg. von WERNER BRAMKE und THOMAS ADAM, Leipzig 1999, S. 63-79.

werbsorientierten Tugendkanons (Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit) zu verweisen, dessen Genese sich bis in vorreformatorische Zeit zurückverfolgen läßt, auch wenn diese verhaltensregulierenden Leitbilder zunächst nicht zielgerichtet und exklusiv wirtschaftlich formuliert waren, sondern weltanschaulich und moralisch eingebunden geblieben sind.¹⁰ Propagiert auf Predigerkanzeln, in Schulen und theologischen Traktaten, durch staatliche Vorschriften und in hausväterlichen Erbauungsschriften wurde damit in den deutschen Territorien längst vor dem Protestantismus und der industriellen Revolution ein Verhaltensprogramm entworfen und in einem langwierigen und vielseitigen sozialen Disziplinierungs- und Modellierungsprozeß eingeübt, das dann die entsprechenden mentalen Voraussetzungen für den Aufbau einer modernen Wirtschaftsgesellschaft bereitgestellt hat.

Vergleichbar früh verankerte Verhaltensleitbilder und allgemeingültig formulierte Curricula dieser Art wird man in Ostmitteleuropa vergeblich suchen. Bürgertum und bürgerliche Tugenden waren hier nicht Promotoren des Fortschritts, sondern gewannen hier mehrheitlich erst im Zuge der sozial-ökonomischen Umbrüche des 19. Jahrhunderts an Bedeutung, vielfach stellten sie sogar erst eine nachträgliche Reaktion auf solche Herausforderungen dar.¹¹ Hinderlich erwies sich in diesem Zusammenhang vor allem der unterschiedliche gesellschaftliche Entwicklungsgrad der einzelnen Nationalitäten – schließlich sprach man von den slowenischen und slowakischen Bauern- oder von den polnischen und magyarischen Adelsnationen. Und auch wenn solche Etikettierungen im 19. Jahrhundert längst nicht mehr zutreffend gewesen sind, weil die Differenzierung der betreffenden Nationalgesellschaften inzwischen weiter vorangeschritten war, geben sie dennoch indirekt zu erkennen, daß die eigentliche erwerbswirtschaftlich orientierte Trägerschicht, das Bürgertum, bei den meisten Völkern in diesem Teil Europas bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts noch auf recht schwachen Füßen gestanden hat. Ledig-

¹⁰ Vgl. dazu grundlegend: Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung der bürgerlichen Tugenden, hrsg. von PAUL MÜNCH, München 1984; DERS.: „Deutscher Fleiß“. Zur Konstituierung einer bürgerlichen und nationalen Tugend, in: Wegemarken europäischer Zivilisation, hrsg. von DIRK ANSORGE u.a., Göttingen 2001, S. 241-159; außerdem MANFRED HETTLING, STEFAN-LUDWIG HOFFMANN: Der bürgerliche Werthimmel, in: Geschichte und Gesellschaft 23 (1997), 3, S. 333-359; RUDOLF SCHENDA: Die Verfleißigung der Deutschen. Materialien zur Indoktrination eines Tugendbündels, in: Volkskultur in der Moderne, hrsg. von UTZ JEGGLE, Hamburg 1986, S. 88-108.

¹¹ Vgl. dazu Bürgertum und bürgerliche Entwicklung in Mittel- und Osteuropa. 2 Bde., hrsg. von VERA BACSKAI, Budapest 1986; PÉTER HANÁK: Ungarn in der Donaumonarchie. Probleme der bürgerlichen Umgestaltung eines Vielvölkerstaates, Wien 1984, S. 56 ff., 281 ff.; EMIL NIEDERHAUSER: The Problems of Bourgeois Transformation in Eastern and South-Eastern Europe, in: Nouvelles études historiques publiées à l'occasion du XII^e Congrès International des Sciences Historiques, Bd. 1, Budapest 1965, S. 565-577; in gesamteuropäischer Perspektive auch MIROSLAV HROCH: Das Bürgertum in den nationalen Bewegungen des 19. Jahrhunderts, in: Bürgertum im 19. Jahrhundert, Bd. 3, hrsg. von JÜRGEN KOCKA, Göttingen 1995, S. 197-219.

lich die Deutschen, die Juden, später auch die Magyaren und Tschechen machten diesbezüglich eine Ausnahme, wenn auch jeweils in sehr unterschiedlicher Weise.

Unterschiede dieser Art konnten im Zeitalter des Nationalismus ihrerseits zum Gegenstand nationaler Klischeebildungen und Anfeindungen gemacht werden. Stellvertretend sei nur daran erinnert, daß der Kaufmannsberuf lange Zeit pauschal mit dem Judentum gleichgesetzt worden ist und darum verpönt war, unbeschadet der Tatsache, daß der professionelle Kaufmannsstand mit dem traditionellen jüdischen Händlertum nur sehr wenig gemeinsam hatte.¹² Kaufmännisches Geschick wurde von vornherein als jüdischer Krämergeist abgestempelt, so wie Planung und Sparsamkeit als seelenlose deutsche Regelmäßigkeit verschrien gewesen sind. Bei solchen Wertungen schimmerten immer wieder vor- und nichtbürgerliche Maßstäbe durch. Antikapitalistische Affekte wurden dergestalt mit ethnischen Ressentiments aufgeladen, was wiederum die Akzeptanz und das Einüben erwerbskapitalistischer Verhaltensweisen erheblich erschwert hat, einfach deswegen, weil sie oftmals als kollektive Charaktereigenschaften gegnerischer Nationalitäten wahrgenommen und darum abgelehnt worden sind. So ist es beispielsweise den preußischen Polen in der Provinz Posen sehr schwer gefallen, die an sich angestrebten Zivilisationsmuster ihrer preußischen Unterdrücker von diesen zu übernehmen, weil sie einfach als „unpolnisch“ galten und von ihnen eine entnationalisierende Wirkung befürchtet wurde. Also orientierte man sich an den ökonomisch avancierteren Tschechen, die im Habsburgerreich unter vergleichbaren nationalpolitischen Bedingungen lebten und aus nationalpolnischer Sicht den Vorteil hatten, ein ethnisch verwandtes westslawisches Brudervolk zu sein.¹³

Daß außerökonomische Gesichtspunkte zur nationalökonomischen Differenzierung genutzt und instrumentalisiert werden konnten, hatte vor allem damit zu tun, daß die übergeordneten wirtschaftlichen Innovations- und Lenkungskräfte in diesem Raum insgesamt zu schwach gewesen sind, um gegensteuernd eine ausgleichende und integrierende Wirkung zu erzielen.¹⁴ Darum blieb es auch ein Wunschdenken altösterreichischer Liberaler wie z.B. Richard Charmatz', wenn er zu Beginn des 20. Jahrhunderts einmal voller Optimismus annahm:

¹² Vgl. in diesem Zusammenhang u.a. TERESA ANDLAUER: Die jüdische Bevölkerung im Modernisierungsprozeß Galiziens (1867-1914), Frankfurt/M. 2001; ABRAHAM LEON: Judenfrage und Kapitalismus, München 1971; Jews in the Hungarian Economy 1760-1945, hrsg. von MICHAEL K. SILBER, Jerusalem 1992.

¹³ Vgl. dazu RUDOLF JAWORSKI: Die Tschechen als Vorbilder für die Polen unter preußischer Herrschaft? Parallele oder Paradigma?, in: Die böhmischen Länder zwischen Ost und West, hrsg. von FERDINAND SEIBT, München 1983, S. 175-183.

¹⁴ Vgl. dazu FRANZ BALTZAREK: Borders in a Multinational Setting. The Tragedy of Successful Market Integration in the Habsburg Monarchy, in: National Borders and Economic Disintegration in Modern East Central Europe, hrsg. von UWE MÜLLER und HELGA SCHULTZ, Berlin 2002, S. 39-49; BEREND, RÁNKI: Underdevelopment and Economic Growth (wie Anm. 2), S. 97-109; HANÁK (wie Anm. 11), S. 445-447.

„Die Eil- und Lastzüge durchrollen ganz gefühllos deutsches, tschechisches und polnisches Gebiet, sie halten nicht an der Sprachgrenze, wenn nicht gerade ein Stationsgebäude aufgerichtet ist. Der elektrische Funke blitzt von Königgrätz nach Bodenbach und von Tabor nach Wien: Handel und Wandel sind international. Zweifellos hat der Sprachenstreit auf das Erwerbsleben ungünstig eingewirkt [...] Aber trotzdem und alledem schäumt die Flut des Wirtschafts- und Kulturlebens über die Schranken der Nationen.“¹⁵

Wir wissen, daß viele sozialistische Theoretiker damals ganz ähnlich dachten und sich ähnlich täuschten, weil sie die Durchsetzungskraft ökonomischer Zweckrationalität über- und die Wirksamkeit kultureller Differenzen und nationalpolitisch motivierter Separationsbestrebungen unterschätzt haben.

Die enge Verzahnung von Kultur und Ökonomie läßt sich besonders anschaulich an der in ganz Ostmitteleuropa virulenten Sprachenfrage und dem daraus resultierenden Sprachenstreit verdeutlichen.¹⁶ Sicher handelte es sich hierbei zunächst einmal und in erster Linie um ein kulturpolitisch relevantes Konfliktpotential. Gerade kleinere Nationalitäten wie die Slowaken, Slowenen, Ruthenen u.a. hatten ihre ‚nationale Wiedergeburt‘ mit der Abnabelung von dominanten Sprachen und mit der Modernisierung und Absicherung ihrer Nationalsprache begonnen. Diese wurde als sichtbarer Ausdruck der jeweiligen Volksindividualität angesehen und als unveräußerliches Erbe hochgehalten. Die eigenen Lieder, Sagen, Geschichtswerke und literarischen Produktionen waren die ersten Gegenstände solcher sprachkultureller Rekonstruktionen. Das war aber nur der Anfang und nur ein Ausschnitt dieser Bestrebungen: Zugleich ging es immer auch um Sprache als Kommunikationsmittel, d.h. um ihre Gleichberechtigung wie bei den Tschechen oder um Dominanz wie bei den Magyaren. Und eben dieser Aspekt hatte wiederum sehr konkrete Auswirkungen auf das Wirtschaftsleben der betreffenden Nationalität, d.h. auf deren Teilnahmefähigkeit an transnationalen Wirtschaftsaktivitäten und damit auf die Erwerbs- und Aufstiegschancen ihrer Mitglieder. Nur so läßt sich die Verbissenheit des ethnischen Sprachpurismus in Ostmitteleuropa erklären, der den Angehörigen einer nichtdominanten Volksgruppe die Möglichkeit eröffnen sollte, ihre Geschäfte in der jeweils eigenen Sprache abwickeln zu können.

Von großer Bedeutung, aber so gut wie noch gar nicht erforscht sind die divergierenden Konsumgewohnheiten und Geschmackskonventionen in den multinationalen Großreichen dieses Raumes. Sie ergaben sich geradezu

¹⁵ RICHARD CHARMATZ: *Deutsch-österreichische Politik*, Leipzig 1907, S. 230 f.

¹⁶ Vgl. dazu u.a. ROLAND SUSSEX: *Lingua Nostra. The Nineteenth-Century Slavonic Language Revivals*, in: *Culture and Nationalism in Nineteenth-Century Eastern Europe*, hrsg. von DEMS. und J.C. EADE, Columbus/OH 1985, S. 111-127; BARBARA TÖRNQUIST-PLEWA: *Contrasting Ethnic Nationalisms. Eastern Central Europe*, in: *Language and Nationalism in Europe*, hrsg. von STEPHEN BARBOUR und CATHIE CARMICHAEL, Oxford 2000, S. 183-220; in einem breiteren europäischen Kontext auch MIROSLAV HROCH: *The Social Interpretation of Linguistic Demands in European National Movements*, Florence 1994.

zwangsläufig aus dem sehr unterschiedlichen Entwicklungsniveau der einzelnen Landesteile und Volksgruppen und haben so von sich aus, d.h. noch jenseits irgendwelcher Autarkiebestrebungen, wirtschaftlichen Zentralisierungs- und Vereinheitlichungsprozessen im Wege gestanden. Innerhalb der Habsburgermonarchie sahen sich österreichische Erzeuger darum häufig dazu angehalten, für ihre Produkte in verschiedenen Sprachen zu werben, jeweils gesonderte Muster aufzulegen und entsprechende Abhängigkeiten vor Ort zu unterhalten. Das war aus deren Sicht sehr kostspielig, teilweise sogar ausgesprochen unrentabel, stand dieser Aufwand doch einer Standardisierung der Produktion im Wege.¹⁷ Für die betreffenden Bevölkerungsgruppen bedeutete die Einforderung solcher Rücksichtnahmen umgekehrt aber ein Minimum an Respekt vor nationalen Besonderheiten und Reizbarkeiten.

Die meisten Nationalitäten Ostmitteleuropas verfügten vor und eine ganze Reihe von ihnen auch nach dem Ersten Weltkrieg über keinerlei staatliche Instrumente, um ihre Wirtschaftsinteressen langfristig und verbindlich durchzusetzen, d.h. sie hatten keinen oder nur geringen Einfluß auf die Währungs- und Außenhandelspolitik, auf die Wirtschaftsgesetzgebung und -verwaltung usw. Das zwang sie, ihre ‚nationalen Interessen‘ wie auch in anderen Lebensbereichen unterhalb der staatlichen Ebene wahrzunehmen und zu verteidigen, d.h. ihre Schutzzollgrenzen gesellschaftlich zu organisieren: Genossenschaften, „Volksbanken“ (poln.: *banki ludowe*, seit 1861); wirtschaftliche „Schutzvereine“ (wie der magyrische *Védegylet*, 1844 gegr.) oder Vereine zur „Weckung des Gewerbegeistes“ (wie die tschechische *Jednota k povzbuzení průmyslu v Čechách*, 1833 gegr.) zählten zu den bevorzugten Organisationstypen dieser Art.¹⁸

Darüber hinaus verstärkten sich seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Bestrebungen, wirtschaftsnationalistische Positionen mental zu verankern und öffentlich zu propagieren. Die mit Abstand verbreitetste Ausdrucksform solcher Selbstbehauptung war sicherlich der Boykott.¹⁹ Der Begriff ist interessanterweise aus der irischen Nationalitätenproblematik hervorgegangen: 1879 hatte die Landliga der irischen Pächter zum Abbruch aller gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Beziehungen zu dem ausbeuterischen englischen Gutsverwalter Charles Cunningham Boycott in Lough Mask aufgerufen und ihn auf diese Weise sogar gezwungen, ein Jahr später das Land

¹⁷ Vgl. JURIJ KRÍZEK: Die wirtschaftlichen Grundzüge des österreichisch-ungarischen Imperialismus in der Vorkriegszeit (1900-1914), Prag 1963, S. 66-70.

¹⁸ Vgl. stellvertretend zu einer der traditionsreichsten Organisationen dieser Art den Sammelband *Sto let Jednoty k povzbuzení průmyslu v Čechách 1838-1933* [Hundert Jahre Verein zur Erweckung des Gewerbegeistes in Böhmen], Praha 1934, und zu einer modernen Industriellenvereinigung GEORGE DEÁK: *The Economy and Polity in Early Twentieth Century Hungary. The Role of the National Association of Industrialists*, Boulder 1990; zum folgenden CHLEBOWCZYK (wie Anm. 7), S. 169-179; HERBERT KNIESCHE: *Das Volk in der Wirtschaft*, Jena 1937, S. 226-244.

¹⁹ Vgl. dazu KNIESCHE (wie Anm. 18), S. 204-211; WALDEMAR MITSCHERLICH: *Nationalismus*, Leipzig 1929, S. 284-288.

zu verlassen. Dieses Vorgehen machte fortan Schule, nicht nur in Irland. Auch in Ostmitteleuropa entwickelte sich der ‚Boycott‘ zu einem verbreiteten Kampfmittel wirtschaftlich benachteiligter und unterdrückter Bevölkerungsgruppen.

Es lohnt sich, darauf etwas ausführlicher einzugehen, weil sich gerade auf diesem Feld die Verflechtung ökonomischer und außerökonomischer Bestrebungen besonders deutlich aufzeigen läßt. So wurden beispielsweise in den böhmischen Ländern und den polnischen Teilungsgebieten unter der Parole „Jeder zu den Seinen“ (tschech.: „*Svíj ke svému*“; poln.: „*Swój do swojego*“) in der Publizistik und auf Versammlungen spektakuläre Boykottkampagnen gegen fremde Waren, Dienstleistungen und Kaufläden in Gang gesetzt, die wiederum nicht selten analoge Gegenaktionen hervorgerufen haben.²⁰ Der Aufruf zum Boycott wurde in der Regel nicht offensiv vertreten, sondern defensiv in Form einer positiv nach innen gerichteten Devise, Wirtschaftsbeziehungen exklusiv innerhalb der eigenen nationalen Bezugsgruppe zu unterhalten und Waren ausschließlich „heimischer“ Herkunft zu beziehen. So inserierte der slowakische Landmaschinenhersteller Michal Treskoň aus Bytča 1885 in den „*Národné noviny*“ folgenden Text:

„Landmaschinen braucht man heute nicht mehr teurer im Ausland oder bei feindlichen Firmen zu kaufen, denn meine Produkte haben beachtliche Vollkommenheit erreicht ... es sind von slowakischer Hand gefertigte Maschinen, Produkte einheimischer Industrie und deshalb verdienen sie die besondere Aufmerksamkeit eines jeden, dem die Entwicklung der slowakischen Industrie am Herzen liegt.“²¹

Bezeichnend war die Hervorhebung der Gleichwertigkeit der „eigenen“ Produkte und der damit verbundene Appell an den slowakischen Nationalstolz. Dazu gehörte auch, dem potentiellen Kundenkreis einreden zu wollen, mit dem Kauf dieses oder jenes Erzeugnisses zusätzlich einen nationalen Dienst am Aufbau des heimischen Gewerbes leisten zu können.

Der ökonomische Ertrag solcher Kampagnen darf insgesamt als eher bescheiden eingestuft werden, denn diese reichten meistens nicht aus, die gegenwärtige Nationalität wirtschaftlich niederzuringen oder die übergeordneten makroökonomischen Rahmenbedingungen außer Kraft zu setzen. Solche Boykottaufrufe basierten auf Freiwilligkeit, sie ließen sich nicht dauerhaft organisieren und blieben darum meist Episode. Einer konsequenten Durchsetzung standen aber noch andere Faktoren im Wege. Wenn überhaupt, so hatten

²⁰ Vgl. dazu RUDOLF JAWORSKI: *Handel und Gewerbe im Nationalitätenkampf. Studien zur Wirtschaftsgesinnung der Polen in der Provinz Posen (1871-1914)*, Göttingen 1986, S. 77-86; KAREL MÜLLER: *Heslo „Svíj k svému“ v hospodářské emancipaci české společnosti. Česká společnost, nacionalismus a národní hospodářství* [Das Schlagwort „Jeder zu den Seinen“ in der wirtschaftlichen Emanzipation der tschechischen Gesellschaft. Tschechische Gesellschaft, Nationalismus und Nationalökonomie], in: *Střední Evropa* 15 (1999), 89, S. 109-123; 90, S. 88-104.

²¹ Zitiert nach ROMAN HOLEC: *Siege und Niederlagen. Der slowakische Wirtschaftsnationalismus vor 1918*, in: *Bohemia* 37 (1996), S. 38-54, hier S. 45.

Boykotte höchstens in überschaubaren und damit auch sozial kontrollierbaren kleinstädtischen Milieus Aussicht auf einen zeitlich begrenzten Erfolg. Auf dem Land fehlte es schon an Ansatzpunkten und an öffentlichem Raum, in den größeren Städten standen wiederum Marktorientierung und Anonymität im Wege. Auch bei der Wahl der Gegner ergaben sich Widersprüchlichkeiten und Inkonsequenzen. Jüdische Großunternehmen blieben größtenteils ausgespart, weil sie in ihrer ökonomischen Potenz unangreifbar und unersetzbar waren, nur der ohnehin um seine Existenz ringende jüdische Kleinhandel konnte attackiert werden.²² Letztendlich liefen die meisten Aktionen dieser Art auf einen periodisch aufflackernden Konsumentenboykott hinaus.

Oftmals blieb es auch nur bei öffentlichkeitswirksamen Manifestationen. Stellvertretend sei in diesem Zusammenhang an die „Tulpenbewegung“ in Ungarn erinnert – so genannt nach den tulpenähnlichen Markenlogos ungarischer Erzeugnisse –, in welcher sich 1906 magyarische Adelsdamen und Studenten zur Propagierung eines unabhängigen ungarischen Gewerbes zusammengefunden hatten. Außer spektakulären Auftritten hatte diese Bewegung keinerlei wirtschaftliche Effekte aufzuweisen: Selbst die damals demonstrativ zur Schau gestellten Tulpen-Abzeichen waren keine landeseigenen Produkte.²³ Die Gefahr, sich bei solchen und ähnlichen Aktionen zu blamieren, war also besonders groß, denn auch in anderen vergleichbaren Fällen war die nationale Pose oftmals beeindruckender als der konkrete wirtschaftliche Erfolg. Es war einfach leichter, die Einzigartigkeit der eigenen Nationalkultur zu behaupten, als die Leistungs- und Konkurrenzfähigkeit der eigenen Nationalökonomie glaubhaft unter Beweis zu stellen. Ersteres blieb im Zweifelsfall eine Ansichtssache, letzteres war aber leicht in der Realität zu überprüfen. Waren Versuche, fehlende Schutzzollschranken innerhalb von multinationalen Staatsgebilden aufzurichten, schon an der Front der kleinen Kaufläden und Handwerksbetriebe schwer durchzuhalten, so waren sie erst recht in einem national motivierten Boykott ganzer Firmen zum Scheitern verurteilt, allein deswegen, weil Firmenleitung, Kapital und Belegschaft in ganz Ostmitteleuropa in den seltensten Fällen einer einzigen Nationalität zuzuordnen gewesen sind. Aus demselben Grund war es fast unmöglich, ‚nationale Besitzstände‘ im Wirtschaftsleben fein säuberlich auseinanderzuhalten.²⁴

Will man aber allen diesen Anstrengungen, selbständige Wirtschaftskapazitäten und -beziehungen aufzubauen und in jeweils eigener, d.h. nationaler

²² Siehe dazu FRANK GOLCZEWSKI: *Polnisch-jüdische Beziehungen 1881-1923*, Wiesbaden 1981, S. 106-120.

²³ Siehe dazu ZOLTAN HORVATH: *Die Jahrhundertwende in Ungarn*, Neuwied 1966, S. 238, Anm. 1.

²⁴ Vgl. für die Lodzer Industrieregion LAURA A. CRAGO: *The „Polishness“ of Production and the Reinvention of Working-Class National and Political Identities in Russian Poland's Textile Industry, 1880-1910*, in: *Slavic Review* 59 (2000), 1, S. 16-41; WIESLAW PRUS, STEFAN PYTLAS: *Industry and Trade in Lodz and the Eastern Markets in Partitioned Poland*, in: *National Borders and Economic Disintegration* (wie Anm. 14), S. 67-75, hier S. 73 f.

Regie zu verwalten, gerecht werden, so darf man ihre Bedeutung nicht allein an ihren tatsächlichen ökonomischen Erfolgen bzw. Nicht-Erfolgen messen. Das wäre einfach zu kurz gegriffen, denn Aktionen dieser Art erfüllten erklärtermaßen vor allem eine wichtige volkspädagogische Aufgabe: Sie waren als tägliches Bekenntnis zum eigenen Volk und somit als konkreter Testfall nationaler Solidarität gedacht, stellten also nur einen Teilbereich nationaler Absonderung, Selbstbeschränkung und Identitätssicherung dar. Die Abgrenzung wurde damals schließlich im gesamten gesellschaftlichen Umgang betrieben und reichte bis in die kulturelle Sphäre hinein, bis hin zu Sportveranstaltungen, zu Theater- und Konzertbesuchen u.ä.m.

Man muß folglich den Wirtschaftsnationalismus in Ostmitteleuropa als einen integrierten Bestandteil umfassend angelegter Separationsbestrebungen begreifen. Es lag in der Logik nationaler Einigungs- und Unabhängigkeitsbewegungen seit dem 19. Jahrhundert, in möglichst allen Lebensbereichen eigenständige und funktionsfähige Binnenstrukturen aufzubauen. Dazu gehörte eben unter anderem der Ehrgeiz, eine Entflechtung bzw. Ausgrenzung von fremden Bestimmungsfaktoren im Wirtschaftsleben anzustreben, welche diesem Souveränitätsanspruch zuwiderliefen oder zumindest den Anschein erweckten, diesem zuwiderzulaufen.

Zusammenfassend kann folgendes festgehalten werden: Der Wirtschaftsnationalismus in Ostmitteleuropa vor dem Ersten Weltkrieg läßt sich in keiner Phase auf seine ökonomischen, zweckrationalen und interessenpolitischen Aspekte reduzieren, auch wenn er darauf bezogen war. Die multinationale und plurikulturelle Struktur dieser historischen Großregion setzte von vornherein anders gelagerte Leitlinien und -gedanken wirtschaftlichen Handelns und wirtschaftlicher Reflexion. Pures Gewinnstreben hatte wenig Chancen, sich unmittelbar durchzusetzen. Was in homogenen Nationalstaaten – übrigens ungerechtfertigter Weise – als eine eher zu vernachlässigende Größe erscheinen mochte, drängte sich hier mit aller Kraft in den Vordergrund: Nationalkulturelle Prägungen und Werthaltungen konnten unter den spezifischen Bedingungen Ostmitteleuropas von vornherein nicht als abgeleitete oder nachgeordnete Epiphänomene des Wirtschaftslebens traktiert werden, sondern mußten stets als einflußreiche, oftmals sogar ausschlaggebende Bestimmungsfaktoren anerkannt und in die ökonomische Kosten- und Nutzenrechnung einkalkuliert werden. Umgekehrt war es unter dem vorherrschenden Imperativ nationaler Selbstdarstellung und -behauptung schwer möglich, den Wirtschaftsfaktor außer acht und eine abgehobene kulturelle Sphäre entstehen zu lassen, sollte die Existenzfähigkeit der betreffenden Nationalität nicht leichtfertig aufs Spiel gesetzt werden. Kultur und Ökonomie waren unter diesen Umständen auf sehr unmittelbare und geradezu zwingende Weise miteinander in Beziehung gesetzt. Ostmitteleuropa bietet demnach gerade für die Zeit vor 1914 hervorragendes Anschauungsmaterial für die Wirksamkeit solcher Zusammenhänge, deren Aufdeckung geeignet ist, sowohl der Wirtschaft wie der Kultur den falschen Schein der Autonomie zu nehmen.